

[Home](#) » [Interviews](#) » Irmin Schmidt



Irmin Schmidt

„Man muss auch mal in die Scheiße treten dürfen.“

Interview: [Daniel Müller](#)

Kategorien: [Film und Fernsehen](#) , [Musik](#)

[weiterempfehlen](#) [drucken](#) [2 Kommentar\(e\)](#)

26.8.2009, Köln. Die Aussicht auf den Dom ist architektonisch genial eingefangen, das Ambiente dunkel und schick. Doch die Etage des Interconti-Hotel ist vollkommen unbelebt und wirkt, trotz des Hochsommers draußen, seltsam kühl. Auch Irmin Schmidt scheint nicht da zu sein. Dann geht plötzlich eine Schiebetür auf und der 72-Jährige erfüllt von Beginn an mit seinen Erzählungen das leblose Stockwerk. Das Fraternisieren mit Prominenten von Journalisten-Seite hat ja immer einen etwas schalen Beigeschmack. In diesem Fall ist es so: Nach einer halben Stunde würde man gerne eine Flasche Rotwein aufmachen, das Aufnahmegerät geht irgendwann unbeachtet aus und die Sonne ist lange einem grenzenlosen Sternenhimmel gewichen.

Herr Schmidt, wie sind Sie zu diesem Termin nach Köln gereist?

Irmin Schmidt: Ich war in Witten. Das heißt, ich bin ganz simpel mit dem Zug nach Köln gereist.

Würden Sie eine Reise auch experimenteller anlegen? Beispielsweise mit dem Bus, oder gar Trampen?

Trampen schon lange nicht mehr, also wirklich. (lacht) Meine Frau und ich reisen viel und da machen wir schon manchmal Umwege. Wir leben die meiste Zeit in Frankreich, in der Provence. Frankreich ist ein wunderschönes Land und die Franzosen pflegen es. Da machen wir oft Ausflüge und wenn ich nach Köln muss, nehme ich mir mindestens drei Tage Zeit. Ich halte dann irgendwo, besuche ein Museum, welches ich noch nicht kenne oder mache einen Umweg über ein interessantes Restaurant. Einfach auf dem schnellstmöglichen Wege, das mache ich nicht. Wenn Sie das mit ‚experimentell‘ meinen, dann sofort. Immer.

Sie sind als experimenteller Musiker bekannt, ob mit der Band Can oder als Komponist, und werden für diese Arbeit verehrt. Was reizt Sie ganz generell am Experiment?

Ich empfinde mein ganzes Leben so. Ich habe klassische Musik, Klavier und Komposition studiert. Kaum hatte meine Dirigenten-Karriere angefangen, habe ich Can gegründet. Dann haben wir ein Haus in Süd-Frankreich aufgebaut. Ich kann mein Leben experimentell nennen, wenn man so will; das, was man so ein ‚gelungenes Leben‘ nennt. Ich mag diesen Begriff eigentlich nicht, denn es steckt so viel Arroganz darin. Aber wenn man den Begriff schon nimmt, dann ist es ein Leben, in dem man viel wagt und immer wieder etwas Neues versucht. Das interessiert mich.

Das klingt nach permanenter Umstellung.

In anderen Bereichen bin ich dafür ein ganz langweiliger Mensch: Ich bin seit 50 Jahren mit derselben Frau zusammen (lacht). Sie findet das aber auch nicht langweilig. Sie hat alle seltsamen Experimente mitgemacht.

Musikalische Experimente, nehme ich an.

Genau. In der Musik habe ich zu einem sehr frühen Zeitpunkt, als ich noch klassischer Musiker war, das Gefühl gehabt, das genügt nicht. Es gibt ja noch andere zeitgenössische Musik, die prägend ist für die Kultur des 20. Jahrhunderts, gerade in der zweiten Hälfte: das Aufkommen des Rock und die Tradition des Jazz. Auch als ich noch nicht diese Musik machte, habe ich sie schon als wichtig empfunden. 1968 war ja ein Jahr, in dem man ganz besonders experimentell war. (lacht) Da habe ich diese klassische Laufbahn aufgegeben und Can gegründet.

Künstler sind Selbstaubeuter. Bei Can waren das mindestens 14 Stunden pro Tag. Unsere Konzerte waren irrsinnig lang. Ausbeutung? Es hat ja auch Spaß gemacht.

Mit Can haben Sie Pop-Musik-Geschichte geschrieben, Generationen von Rock- und Elektronik-Musikern beziehen sich auf Ihre Kompositionen. Mal unabhängig vom Status und der Leistung der Band: Was hat Can so besonders gemacht?

Diese ungeheure Leidenschaft, mit der wir gearbeitet haben. Die Intensität der Arbeit ist nicht mehr zu toppen. Und die Unerbittlichkeit, das, was man machte, Ernst zu nehmen. Bis man nicht mehr hört, dass wir so verbissen daran gearbeitet haben. Das führte oft zu unheimlichen Kämpfen, weil vier oder fünf verschiedene Meinungen aufeinander prallten. Spannend und fruchtbar.

Can klingt auch heute nicht kalkuliert, sondern eher nach einer ungeplanten Reise. Wie war das im Proberaum? Manchmal dem Wahnsinn nahe?

Das kann man sagen, ja. Aber jede Kunstausübung, wenn sie so richtig leidenschaftlich ist, hat etwas Obsessives und ist dem Wahnsinn leicht nahe. Einfach, weil man sich in diese Welt so verbeißt. Das empfinde ich als den Normalzustand einer Kunstproduktion.

Es war gleichzeitig körperliche Selbstaubeutung wie musikalischer Zugewinn.

Ja. Künstler sind ja sowieso Selbstaubeuter. Das geht auch gar nicht anders, weil man ja keine festen Arbeitszeiten hat und nach acht Stunden aufhört. Bei Can waren das mindestens 14 Stunden pro Tag. Unsere Konzerte waren auch irrsinnig lang. Ausbeutung? Es hat ja auch Spaß gemacht.

Zur Person: Irmin Schmidt, Gründer der einflussreichen deutschen Band Can, wurde im Mai 1937 in Berlin geboren. Nach der Evakuierung in den österreichischen Bergen kam die Familie Schmidt 1947 nach Dortmund. Hier machte er erste Erfahrungen mit Neuer Musik und gründete ein Schulorchester. Von 1957 bis 1967 studierte er bei den bedeutenden Komponisten Karl-Heinz Stockhausen und György Ligeti. Er dirigierte in den 60er Jahren bekannte Orchester wie die Wiener Sinfoniker und lernte John Cage kennen. 1968 gründete er mit Can die experimentellste aller deutschen Rockbands. Zahlreiche stilbildende Bands wie Sonic Youth oder Radiohead beziehen sich auf die Kölner Formation. Schmidt lebt und arbeitet heute in Südfrankreich. Er komponierte eine Oper und produziert Kino- und Fernsehfilmmusik, zuletzt für den Kinofilm „Palermo Shooting“ von Wim Wenders.

1 - 2 - 3 - 4 - 5 | [weiter](#) » | Seite 1 von 5

Bookmarken: 